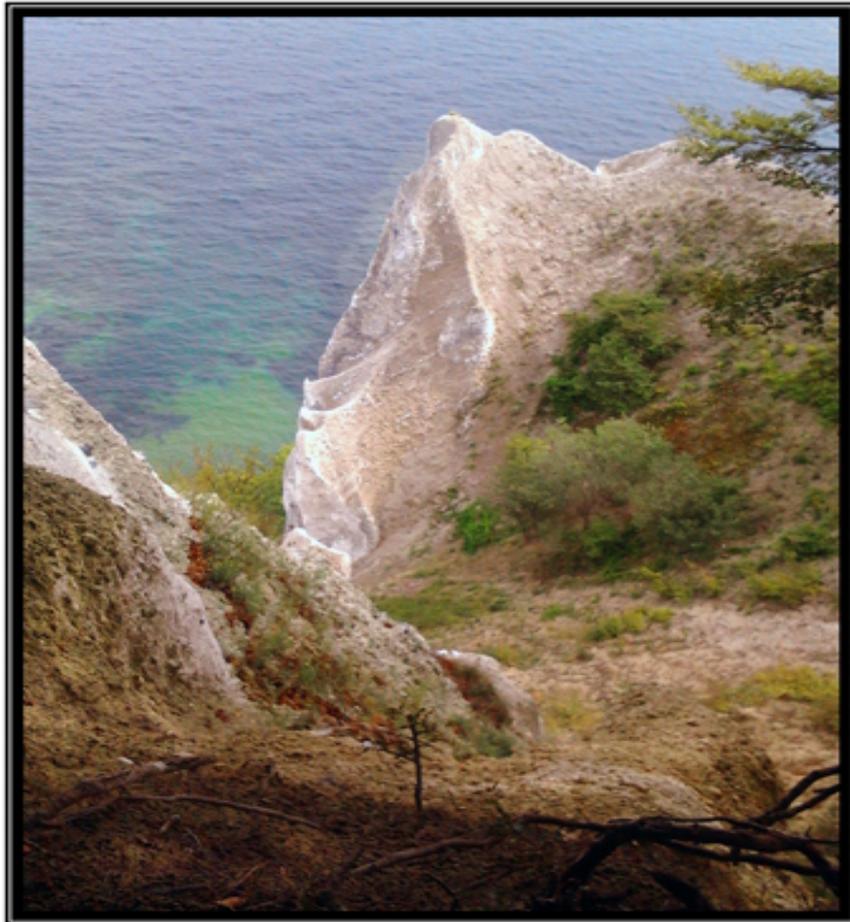


Oskar Bitter

Die fragwürdige Betreuung



Psychologischer Roman

**Furcht ist egoistischer als Mut, denn sie ist
bedürftiger.**

Jean Paul (1763 - 1825)

Oskar Bitter ist von Beruf Statistiker. Nach langjähriger Mitarbeit in einer großen Versicherung hat er sich als freiberuflicher Experte selbständig gemacht. Seit einiger Zeit verfasst er spannende psychologische Romane. Die Inhalte entspringen seiner Phantasie, ergänzt durch allerlei Recherchen. Am liebsten zieht er sich zum Schreiben auf eine bewaldete Insel mit langen Sandstränden zurück. Begleitet von den Rufen der Möwen und Seeschwalben, lässt er dort den Gedanken freien Lauf.

Tätlicher Angriff im Einkaufszentrum

Eibenstädt. Eine Besucherin (51) erlitt gestern im Eingangsbereich der Rosengarten-Mall gefährliche Verletzungen. Nach einer kurzen, lautstarken Auseinandersetzung drehte ihr ein stark alkoholisierte Mann (45) hinterrücks den linken Arm so brutal um, dass sie zu Boden stürzte, mit dem Kopf aufschlug und für kurze Zeit die Besinnung verlor.

Die Mitarbeiterinnen der Kundeninformation riefen sofort Hilfe herbei. Während das Wachpersonal den Angreifer stellte, brachte der Rettungsdienst das Opfer ins Krankenhaus. Dort wird die Frau stationär versorgt. Weitere Informationen über ihren Gesundheitszustand liegen bislang nicht vor.

Die Polizei nahm den Straftäter in Gewahrsam. Kriminalkommissar Lars May: „Diese Person ist bei uns kein unbeschriebenes Blatt.“ Der Festgenommene wurde dem Haftrichter vorgeführt und vorübergehend in eine forensische Klinik eingewiesen.

Center-Manager Nico Novak-Brill: „In unserem Hause geschieht so etwas normalerweise nicht. Wir sind zutiefst betroffen über diesen Vorfall und wünschen der Geschädigten eine schnelle Genesung.“ (imu)

Hochwald-Kurier

Inhaltsverzeichnis

Teil I

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel

Teil II

10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel

Teil III

15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel

22. Kapitel

Teil IV

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

Teil V

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

Teil VI

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

Teil VII

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

I

1.

Das Bewusstsein klopft zaghaft an und bittet um Einlass. In ihrem Kopf dreht sich ein Karussell, das immer langsamer wird, aber nicht zum Stillstand kommt. Es dauert eine ganze Weile, bis sie ihre erbärmliche Lage bruchstückhaft erkennt. Sie sitzt im Schneidersitz auf dem kalten Fußboden des winzigen Kabuffs. Es ist so eng, dass ihr nach vorne fallender Kopf gegen die Tür schlägt. Sie spürt es kaum. Sie ist total betrunken. Ihre Jeans klatschnass. Von oben bis unten eingepinkelt. Ein Eimer steht in der Ecke - unerreichbar für sie. Wozu auch? Jetzt kämpft sie dagegen an, das Gleichgewicht zu verlieren und seitlich wegzukippen. Um Hilfe rufen geht nicht. Die Zunge ist taub. Aus ihrem Mund kommt ein lallendes Gestammel. Mehr bringt sie nicht zustande. Sie hat seinen Namen vergessen. Sie weiß überhaupt nichts mehr. Als die Wirkung des Alkohols schwächer wird, fühlt sie sich eingemauert. Wie lebendig begraben. Der Drang, aus diesem Gefängnis zu fliehen, wird unerträglich. Sie kann wieder schreien. Aber darauf folgt nichts. Nach einer Weile hört sie damit auf, um neue Kräfte zu sammeln. Mit größter Mühe schafft sie es, den linken Arm hochzuheben und die Klinke herunterzudrücken. Aber die Tür ist verschlossen. Dahinter herrscht Totenstille. Einsamkeit. Wie am Ende der Welt. Von allen verlassen schläft sie ein und entschwindet durch weiße Wolkenschwaden ins Nichts.

Irgendwann wacht sie auf, völlig verkatert, durchgefroren, der Unterkörper durchnässt, verkrampft. Sie zittert wie Espenlaub. Die Tür steht sperrangelweit auf. Zuerst kann sie sich kaum bewegen. Als die eingeschlafenen Füße wieder einigermaßen durchblutet werden, gelingt es ihr, in den Flur zu taumeln. Er steht kerzengerade neben einem Regal und blickt sie vorwurfsvoll an. Mit strenger Miene im bleichen Gesicht. Die Augen rot umrändert. Er scheint sich an ihrem erbärmlichen Anblick zu weiden. Ohne ein Wort zu sagen, weist er mit der linken Hand zum Badezimmer, in das sie vorsichtig hinein schwankt. Sie findet keinen Schlüssel, um von innen abzuschließen. Egal. Hauptsache, das Badewasser läuft ein. Nur mühsam entledigt sie sich ihrer Klamotten. Vom anderen Ende der Wohnung hört sie ein lautes Hämmern. Ist er wieder in der Kammer zugange? Wie lange hat er sie dort eingesperrt? Die Sonne scheint aufs Fensterbrett. Es ist helllichter Tag. Bevor sie in die Wanne steigt, erbricht sie sich über der Kloschüssel. Als sie in das warme Nass eintaucht, will sie davontreiben. Weit weg. Allein. An einen hellgelben Strand unter strahlend blauem Himmel.

Gleich wird er kommen.

*

Nach Ablauf der Haftzeit kauert sie hinter der geöffneten Tür auf dem Boden. Sie ist tatsächlich da. Mit Leib und Seele. Seine Aufregung lässt nach.

„Wieviel Stunden sind es diesmal gewesen?“

Er muss eine Weile überlegen, bis er die gesamte Zeitspanne erfasst hat. Dann schlägt er mit Hammer und Meißel auf die Wand ein. Hierher werden alle gebracht, die ihm das Leben schwer machen. Er denkt sie sich in diesen

Raum hinein. Von einer Sekunde zur anderen kommen sie hinter Schloss und Riegel. Für die Dauer des Gewahrsams wendet er strenge Regeln an: „Arrestbestimmungsmaß nach Schädlichkeitsbeweis“. Während sie ihre Strafe absitzen, winseln sie unentwegt um Gnade. Aber er bleibt unerbittlich. Weil es keinen Grund gibt, sie vorzeitig zu entlassen. Bei ihr ist es das dritte Mal. Warum hat er die anderen nicht genauso - wie sie - vor sich gesehen?

Er erinnert sich an den gutmütigen jungen Mann, der nach Angst riecht. An die Frau von der Behörde, die nicht verbirgt, was unter ihrer Kleidung zu erwarten ist. An den Vermieter, der ihn durch das winzige Loch in der Wohnzimmerdecke heimlich beobachtet. Er hat ihre Seelen eingefangen und jedes Mal ganz deutlich ihre Nähe gespürt. Für wie lange? Das zeigen ihm die „Haftzeiterfassungsgerben“ in der Wand. Tief eingehauen für die Ewigkeit.

Eine Stimme in seinem Kopf sagt: „Sie wartet schon.“

Er geht ins Badezimmer.

2.

Ein weiteres Lebensjahr war wie im Flug vergangen. Ein neues eilte auf ihn zu. Philipp Mahrong dachte an seinen siebenundfünfzigsten Geburtstag:

„In einer Woche ist es soweit!“

Sollte er sich darauf freuen, noch älter zu werden? Jünger fühlte er sich auf jeden Fall. Dass er mittlerweile schon einige Federn gelassen hatte, beeinträchtigte seine Vitalität keineswegs. Natürlich war er nicht mehr so überschäumend und draufgängerisch wie früher. Aber für Juliane, seine

geliebte Ehefrau, schien er immer noch ganz der Alte zu sein. Wenigstens neckte sie ihn öfters damit, dass sie ihn „mein Held“ nannte. Eine kleine Festlichkeit war ihm das durchaus wert. Für den 25. November hatte er Gäste eingeladen.

Wie schon in den letzten Jahren wollte er im kleinen Kreis feiern: Sein Jugendfreund Georg und ihre gemeinsame Freundin Mary Ann standen ganz oben auf der Liste, gefolgt von Steuerberater Klaus Kreuzer und dessen Ehefrau Miranda. Ein lediges Pärchen, das Juliane im ersten Semester an der Fachhochschule kennengelernt hatte, zählte seit vielen Jahren auch zu seinen Gästen. Neuerdings gehörte noch ein Unternehmensberater dazu, mit dem Mahrong sporadisch zusammenarbeitete. Seine beiden Söhne waren aus beruflichen Gründen verhindert. Der eine hielt sich gerade in Polen auf, der andere lebte seit drei Jahren in Spanien. Sie versuchten, Weihnachten vorbeizukommen.

Juliane bestärkte ihn in seinem Vorhaben, Gerichte aus der österreichischen Küche auf den Tisch zu zaubern. Das würde bei allen gut ankommen. Ihn amüsierte das zwanglose Plaudern in gemütlicher Runde. Gelegentlich verbargen sich hinter dem Austausch scheinbarer Belanglosigkeiten wichtige Neuigkeiten. Über die Anekdoten aus den gemeinsam erlebten Zeiten würde wieder viel gelacht werden. Mit jedem Glas mehr.

*

Ansonsten beschäftigte er sich mit Zukunftsplänen. Mahrong war seit dreiundzwanzig Jahren als Freiberufler tätig. Mit seiner „Praxis für Beratung, Bildung und Coaching“ hatte er gute Umsätze erzielt und rechtzeitig fürs Alter vorgesorgt: unter anderem durch den Kauf von drei

Eigentumswohnungen. Wie hoch waren eigentlich die monatlichen Einnahmen aus den Vermietungen? Was blieb nach Abzug von Kosten und Steuern davon übrig? Würde es zusammen mit seinen sonstigen Rücklagen ausreichen, um sich zur Ruhe zu setzen?

„Knapp“, vermutete er.

Die genaue Kalkulation stand noch aus. Dafür müsste er die Auflösung seines kleinen Unternehmens planen. Die „Liquidation“. Später, mit fünfundsechzig, käme eine private Rente hinzu. Die Ansprüche aus der kurzen Phase als abhängig Beschäftigter würden vergleichsweise gering ausfallen. Juliane war fünf Jahre jünger als er und arbeitete im öffentlichen Dienst.

„Wenn ich mich aus dem Arbeitsleben zurückziehe und als Privatier auftrete, bin ich frei von allen beruflichen Zwängen!“

Dieser Gedanke faszinierte Mahrng. Gleichzeitig schreckte er ihn auch ab:

„Was kommt danach? Ich könnte mir einen Hund zulegen, ausgedehnte Spaziergänge machen und Juliane jeden Tag von der Arbeit abholen.“

Das war Monotonie pur! Gähnende Leere tat sich vor ihm auf.

Seit einigen Jahren bot er Seminare für Fortbildungsinstitute an. Die Veranstaltungen wurden gut besucht. Als Dozent erhielt er meistens ein sehr positives Feedback. Doch er fühlte sich zeitweilig ziemlich ausgelaugt. An manchen Tagen bemerkte er, wie seine Motivation nachließ. Irgendwie fehlte ihm dann der richtige Kick. Missmutig grübelte er vor sich hin:

„Vielleicht mache ich das schon viel zu lange? Bin ich etwa ausgebrannt?“

Des Öfteren ging ihm „ ... because I feel so ausgebrannt ...“ aus dem Song eines bekannten Komikers über die Lippen.¹ Mahrong liebte Veränderungen. War die Zeit reif dafür?

Hinzu kam etwas, das ihn zunehmend beunruhigte. Er hatte seine Position bisher sicher behauptet. Inzwischen tauchten immer mehr Neueinsteiger auf, die ihm Konkurrenz machten. Während ihm früher die Aufträge nur so zugeflogen waren, musste er momentan mächtig die Werbetrommel rühren. Es gab nichts, was er mehr verabscheute, als Klinken zu putzen. Im Kollegenkreis wurden seine Eindrücke bestätigt. Sie machten die gleichen Erfahrungen.

„Bin ich zu verwöhnt gewesen?“, fragte er sich.

In seiner Funktion als Coach fiel Mahrong in letzter Zeit die Zusammenarbeit mit einigen Klienten recht schwer. Manchmal interessierten ihn die Fragen, mit denen sie zu ihm kamen, nicht sonderlich. Sie ödeten ihn eher an und gingen ihm mehr oder minder auf die Nerven: Wenn er wegen ewig zurückgehaltener Geschäftsideen in Anspruch genommen wurde. Wenn ihn jemand wegen ständig verdrängter Karrierewünsche konsultierte. Wenn er Konflikte im Stadium radikaler Zuspitzung moderieren sollte. Entweder war der Zug längst abgefahren oder der Karren steckte zu tief im Dreck. Ohne eine vernünftige Antwort zu erwarten, fragte er dann:

„Warum sind Sie in dieser Angelegenheit nicht schon früher zu mir gekommen?“

Manche Sitzungen verliefen sehr zähflüssig. Als würde eine Fliege versuchen, sich auf dem Honigstreifen fortzubewegen. Immerhin stellte er diese Leute wieder auf die Füße und holte sie in die Wirklichkeit zurück. Mehr ließ sich beim besten Willen nicht erreichen.

Sicherlich könnte er das noch ein paar Jahre so weitermachen. Er besaß gute Kontakte und Verbindungen. Um neue Zielgruppen zu erreichen, müsste er nur „Vitamin B“ aktivieren. Das fiel ihm aber ausgesprochen schwer. Möglich, dass sich die Vorzeichen dadurch wieder zu seinen Gunsten ändern würden. Möglich? Das war zu ungewiss. Warum klammerte er sich überhaupt an dem bisherigen Weg fest? Der Gedanke an einen Kurswechsel ergriff stärker denn je Besitz von Mahrong. Er war Betriebswirt und Pädagoge. Zweifellos gab es für ihn berufliche Alternativen.

Dann kam ihm etwas in den Sinn, das er oft beiseitegeschoben hatte: Der tragische Verkehrsunfall vor dreieinhalb Jahren. Auf einer Landstraße war ein angetrunkener Fahrer urplötzlich auf die entgegenkommende Spur geraten und mit dem Wagen seiner Eltern frontal zusammengestoßen. Die Mutter saß am Steuer und verstarb noch am gleichen Tag, ebenso der Verursacher des Unfalls. Kurz darauf bat ihn der Vater im Krankenhaus darum, seine Betreuung zu übernehmen. Mahrong setzte sich mit dem Gericht in Verbindung. Aufgrund der Dringlichkeit bestellte ihn die Behörde in einem beschleunigten Verfahren zum ehrenamtlichen Betreuer und stattete ihn mit umfassenden Vollmachten aus. Neben dem regelmäßig anfallenden Schriftverkehr ging es vor allem um die Vertretung in medizinischen Fragen. Nach einer vorübergehenden Besserung verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Vaters dramatisch und er schlief für immer ein.

Mahrong hatte in diesem Dreivierteljahr alles in seiner Macht stehende unternommen, um dem Willen seines Schützlings gerecht zu werden. Die Ausübung der Betreuung ging ihm, trotz der tragischen Begleitumstände, gut von der Hand. Er konnte sich vorstellen, dies auch für andere Menschen zu tun. Nicht nur ehrenamtlich, sondern als Berufsbetreuer. Diese Idee ließ ihn seit heute nicht mehr los.

*

Manchmal dachte er sogar darüber nach, wenn er abends nach Hause ging. Einmal war er so in Gedanken versunken, dass er den Schlüssel vor dem Eingang zum Nachbarhaus aus der Aktentasche holte. Ausgerechnet in diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Frau Kramer trat heraus und machte sich über ihn lustig:

„Herr Mahrong, sind Sie etwa umgezogen. Hat Ihre Frau Sie rausgeworfen?“

„Nein, nein. Was für ein Zufall! Frau Kramer, ich will zu Ihnen. Sie haben mir doch neulich Ihren Schlüssel gegeben. Für ein Stelldichein.“

Die alte Dame erblasste. Dann lief sie puterrot an und sagte empört an ihren Hund gerichtet:

„Komm, Rüdi. Wir gehen Gassi!“

Der Mops schnüffelte unbeirrt an Mahrongs Schuhen herum. Frau Kramer ruckte kräftig an der Leine und eilte mit ihrem Schätzchen im Schlepptau von dannen. Vor Aufregung bemerkte sie nicht, wie ihr das schwarze, leicht parfümierte Plastiktütchen, das sie vorausschauend in der freien Hand hielt, entglitt und auf den Bürgersteig schwebte. Mahrong hob es besorgt auf, holte Frau Kramer schnellen Schrittes ein, streckte ihr das Utensil entgegen und sagte kurzatmig:

„Vereint im Kampf gegen die Hundehaufen!“

Ohne sich zu bedanken, riss sie die Entsorgungshilfe an sich und entgegnete mit einem anzüglichen Grinsen:

„Freue mich schon auf ein Wiedersehen!“

Jetzt zog der Mops wie besessen sein Frauchen hinter sich her. Der Kleine hatte mächtigen Druck! Mahrong wusste, zu was Rüdi fähig war. Und, dass es so nicht weitergehen konnte. Mit ihm selbst. Er musste mit seinen endlosen Grübeleien endlich mal auf den Punkt kommen. Nägel mit Köpfen machen. Statt wie eine Katze um den heißen Brei herumzulaufen. Die Zeit, um sich in neues Fahrwasser zu begeben, zerrann ihm zwischen den Fingern. Jetzt oder nie!

*

Die Geburtstagsfeier verlief ganz nach seinen Vorstellungen. Alle lobten Mahrongs Krautstrudel und den faschierten Braten mit Paradeiserfüllung. Die Frauen sprachen rotem Zweigelt und Marillenlikör zu, während die Männer Weizenbier und Obstler bevorzugten. Wie erwartet gab es exklusive Informationen über bahnbrechende Ereignisse im Freundes- und Bekanntenkreis: in einer Bandbreite von lustig bis traurig. Schnell erreichten sie den Punkt, an dem sie die Stories „von ganz früher“ nicht mehr zurückhalten konnten. Mahrong hörte begeistert zu und vergaß, die Schallplatte zur gedämpften Hintergrunduntermalung umzudrehen. Insgeheim wartete er fieberhaft auf eine Gelegenheit, endlich loszulegen.

Schließlich war es soweit.

„Habe ich euch jemals die Geschichte von meinem Abschlussball erzählt?“

Alle sahen ihn mit großen Augen an.

„Das liegt so weit zurück. Ich hatte wohl ein paar Gläschen Sekt zu viel getrunken und Georgs Tanzpartnerin bei Damenwahl zum Rumba aufgefordert. Oh mein Gott, wie peinlich!“

Bevor er weiterredete, machte er eine kleine Pause. Er blickte an den anderen vorbei, als würde sich diese Szene gerade vor seinen Augen abspielen. Dabei wollte er nur die Spannung steigern. Dann legte er los:

„Schon nach ein paar Takten hatte ich mich falsch herum gedreht und mit der Ärmsten verknötet. Louisa, meine Abschlussball-Dame, half mir zum Glück aus der Bredouille. Anschließend führte sie mich mit einem Unheil verheißenden Blick, den ich nie vergessen werde, von der Tanzfläche. Dann ließ sie mich einfach am Rand stehen. Ohne sie wären meine Partnerin und ich wohl nicht so leicht voneinander losgekommen. Sondern voll auf das Parkett geknallt! Es war der letzte Tanz an diesem Abend. Meine Eltern nahmen mich unauffällig unter die Arme und schleiften mich zum Taxi. Dem Himmel sei Dank: Ich musste mich erst zu Hause übergeben.“

Die anderen prusteten vor Lachen. Schadenfreude und Begeisterung hielten sich die Waage. Für sie war er immer noch ein toller Hecht. Darüber konnte nichts hinwegtäuschen. Das glaubte Mahrng jedenfalls und daran sollte sich auch in Zukunft nichts ändern. Denn die Geschichte, die er zum Besten gegeben hatte, entsprach nicht ganz der Wahrheit. Es handelte sich um eine stark beschönigte Version dessen, was ihm seine Eltern und Georg am Tag nach dem Ball erzählt hatten. Was wirklich vorgefallen war, wusste er nicht. Er hatte einen Filmriss

gehabt. Georg erinnerte sich erfreulicherweise nur noch lückenhaft an diese Begebenheit.

Louisa sah prinzipiell durch ihn hindurch, wenn sie sich zufällig begegneten. Dann schämte er sich für seinen Fauxpas auch heute noch in Grund und Boden. Er hatte sich nie bei ihr entschuldigt. Dazu war es jetzt auch viel zu spät. Zumindest redete er sich das ein. Anstatt es einfach mal auszuprobieren. Vielleicht würde sich Louisa ja darüber freuen und ihn mit einer belustigten und zugleich verzeihenden Miene anlächeln. Mahrong behielt das alles lieber für sich. Das gehörte nicht hierher. Wozu sollte er sich selbst die Show stehlen?

Zu vorgerückter Stunde spielten sie ein Quizz, das „Besserwisser“ hieß. Manche Fragen waren ungeheuer witzig, andere absolut schwachsinnig. Unabhängig davon beklagten sich alle darüber, dass nur sie die schwierigsten und die anderen immer ganz leichte Fragen beantworten mussten. Es wurde lebhafter. Der Geräuschpegel stieg. Als es darum ging, welcher Form der Penis eines Ebers ähnelt, zeigte Georg auf den Korkenzieher, der neben der Weinflasche auf dem Tisch lag. So viel wie heute wurde selten herumgealbert. Das tat gut! Georg hatte Recht. Er bekam einen Punkt. Gegen zwei Uhr verabschiedeten sich die Gäste in bester Stimmung.

*

Am nächsten Morgen ließ Mahrong das Frühstück aus und ging verhältnismäßig früh ins Büro. Dort trank er ein Glas Wasser, setzte sich an den Computer und fand die gewünschten Informationen auf der Internetseite der Stadtverwaltung. Er musste sich an Alfons Neumeyer wenden, den Leiter des Betreuungsamtes. Heute wollte er seinen inneren Schweinehund überwinden und die Sache

endlich mal angehen. Also rief er im Eibenstädter Rathaus an. Als sich der Anrufbeantworter einschaltete, legte er auf. Kurz vor Mittag startete Mahrong den nächsten Versuch. Diesmal hatte er Glück:

„Betreuungsamt Eibenstädt, Amtsleitung, Alfons Neumeyer. Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?“

In der kernigen, sympathischen Stimme schwang ein würdevoller Unterton mit.

„Mein Name ist Philipp Mahrong. Mich interessiert der Einstieg in die berufliche Betreuung. Ich möchte mich für Mitbürger einsetzen, die nicht in der Lage sind, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln. Mich motiviert die Aufgabe, den Willen dieser Personen gegenüber anderen zu vertreten und durchzusetzen. Ein weiterer Punkt ist, dass ich damit Geld verdienen will.“

„So, so. Naja gut. Hm ...“, kam es vom anderen Ende der Leitung.

Das klang wie eine Aufforderung zum Weiterreden. Mahrong ging jetzt auf sein bisheriges Engagement für Menschen in schwierigen Lebenslagen ein: beruflich und im privaten Umfeld. Oft habe er die Zähne zusammenbeißen und nach vorne schauen müssen, statt sich von den bedrückenden Umständen einschüchtern zu lassen.

„Auf diese Erfahrungen kann ich bauen.“

Währenddessen hatte Neumeyer hin und wieder ein verständiges „Ach ja?“ oder ein fast beeindruckt klingendes „Tatsächlich?“ vernehmen lassen. Der Amtsleiter schien ihm gespannt zuzuhören. Biss er schon an? Durch den Verlauf des Gesprächs angespornt, steuerte Mahrong auf das Nonplusultra seiner Ausführungen zu: Die Betreuung des

Vaters. Weil sich dessen Gesamtzustand zum Schluss leider von Tag zu Tag verschlechtert habe, sei er von ihm - nach einer wahrhaften Odyssee von Klinik zu Klinik - darum gebeten worden, alle weiteren ärztlichen Eingriffe zu unterbinden.

„Trotz seiner flüsternden Stimme habe ich ihn genau verstanden. Er wollte nur noch sterben.“

Der anfängliche Widerstand der zuständigen Ärzte sei nahezu unüberwindbar gewesen. Davon habe er sich aber nicht beirren lassen und am Ende seien sie seinen Argumenten gefolgt. Der Todkranke habe - mit einer Morphiumspritze zur Linderung der Qualen - endlich einschlafen dürfen. Dies sei ja sicher eine wichtige Vorerfahrung für die neue Herausforderung. Er habe damals einzig und allein gemäß dem Willen und zum Wohl des Betreuten gehandelt, schloss Mahrng seine Ausführungen. Er setzte auf die Wirkung der letzten Worte. Wie schrecklich die Erinnerungen an diese Zeit auch immer waren, kam es ihm vor, als hätte er gerade beim Skat einen Trumpf ausgespielt.

„Das war ein Kreuz Bauer. Volltreffer!“, jubelte er innerlich.

Im selben Augenblick erteilte er sich dafür eine Rüge. Er wurde übermütig. Diese abwegigen Assoziationen resultierten aus einer Anspannung, die er bis dahin überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Wenn er das Gespräch weiterhin erfolgreich bestreiten wollte, musste er sich stärker kontrollieren, um solche nassforschenden Aussetzer wie eben zu unterbinden! Sonst würde ihm seine Unbedachtheit noch zum Verhängnis werden. Immerhin betrat er neues Terrain.

„Herr Mahrng, das hört sich ja alles schon recht gut an. Damit erfüllen Sie unbestreitbar einige wichtige Voraussetzungen. Viele Bewerber haben leider Gottes ganz falsche Vorstellungen von dem, was auf sie zukommt. Für den netten, bettlägerigen Großvater oder das liebe, verwirrte Großmütterchen im Altenheim sind ausreichend Freiwillige im Einsatz. Der Bedarf ist gut abgedeckt. Aber für die schwierigen Fälle suchen wir händeringend neue Berufsbetreuer: Suchtkrankheiten, starke psychische Störungen und damit einhergehende Verwahrlosung. Diese Probleme fallen nicht selten bei einer einzigen Person zusammen.“

Neumeyer verstummte. Er schien sich zu besinnen. Mahrng sagte nichts und wartete gespannt. Als würde er ein neues Kapitel beginnen, fuhr der Amtsleiter fort:

„Ich vertrete den Standpunkt, dass ein zu intensiver Kontakt mit den betreuten Personen nicht unbedingt von Vorteil ist. Manche setzen viel zu viel auf ‚Verbundenheit‘, wie sie das hochtrabend nennen. Und verheddern sich, weil sie beim Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung nicht recht vorankommen. Der Löwenanteil ist aber Büroarbeit: Formulare ausfüllen, Anträge stellen. Und zwar rechtzeitig! Damit Fristen eingehalten werden. Ich sage es Ihnen lieber nochmal in aller Deutlichkeit: Zuviel Nähe zum Betroffenen kann schädlich sein. Der Umgang ist oft schwierig. Der persönliche Kontakt muss in der Regel nur einmal pro Monat gewährleistet sein. Aber bitte mit dem nötigen Abstand! Ach, und viele von denen sind nicht gerade nett zu Ihnen!“

Mahrng beteuerte, dass er den Umgang mit schwierigen Fällen nicht scheue. Sonst hätte er sich nicht an Neumeyer gewandt. Ihm sei schon bewusst, was auf ihn zukomme. Dann stellte er die entscheidende Frage:

„Können Sie sich denn vorstellen, dass mich Ihre Behörde als Berufsbetreuer vorschlägt?“

„Ich glaube schon. Zuerst müssen Sie uns aber Ihre schriftliche Bewerbung schicken, samt Lebenslauf, polizeilichem Führungszeugnis und Diplomurkunde. Wir benötigen eine ausführliche Begründung, warum Sie das tun wollen und was Sie dazu im Einzelnen befähigt. Wenn Sie uns im Vorstellungsgespräch überzeugen, steht einer Zusammenarbeit nichts im Wege. Ich gehe davon aus, dass wir das wollen, nach allem, was ich von Ihnen gehört habe.“

Bevor er auflegte, fügte Neumeyer noch hinzu:

„Ansonsten finde ich es gut, dass Sie über ein separates Büro verfügen, um dort die gesamte Administration einzurichten. Privates und Berufliches sollte grundsätzlich getrennt werden. Vielen Dank für Ihren Anruf. Bis dann.“

Mahrong empfand das Gespräch insgesamt als angenehm. Insgesamt? Etwas befremdete ihn. Neumeyer hatte geradewegs schwierige Betreuungen angesprochen: Fälle, die sich unverkennbar nach Stress anhörten. Aber wenn er ihn richtig verstand, saß man diesen Personen gar nicht so oft gegenüber. Auf den Punkt gebracht, lautete die Botschaft des Amtsleiters:

„Bloß nicht so viel direkten Kontakt. Bearbeiten Sie den Fall mit Ihren Vollmachten vom Büro aus.“

War der Aufbau einer persönlichen Beziehung nicht die wichtigste Voraussetzung schlechthin? Vor welchem Hintergrund kam Neumeyer zu solchen Aussagen? Bezog er sich auf die schon einige Jahre zurückliegende Gesetzesnovelle? Mahrong hatte einen Artikel gelesen, in dem „rechtliche Vertretung“ und „Administration“ stärker betont wurden. Gleichzeitig galt aber nach wie vor auch die

„Besprechungspflicht“, um sich im persönlichen Kontakt ein genaues Bild der betreuten Person zu machen. Bei Gelegenheit würde er Neumeyer noch einmal darauf ansprechen. Jetzt kümmerte er sich lieber um seine Bewerbung.

3.

Endlich geht sein größter Wunsch in Erfüllung: In diesen Sommerferien darf Philipp seine Verwandten allein besuchen. Wie er sich darauf gefreut hat! Tante Lydia und Onkel Henry wohnen in einem kleinen Dorf in ihrem Fachwerkhaus, zusammen mit den Eltern von Onkel Henry. Tante Lydia ist den ganzen Tag in ihrem riesigen Obst- und Gemüsegarten zu Gange. Er wird bald sechs, klettert in den Apfelbäumen herum oder spielt mit den Katzenjungen. Drei sind es in diesem Jahr. Wenn Onkel Henry aus dem Sägewerk kommt, geht er mit ihm durch den Garten zum Bach hinunter. Sie bauen Wasserräder und schnitzen Borkenkähne. Von Onkel Henry hat er auch einen Kescher bekommen. Damit fängt er Stichlinge und Steinkrebse. Die setzt er in ein mit Bachwasser gefülltes Gurkenglas. Für Philipp ist es das Paradies. Er denkt kaum an seine Eltern, hat ihnen aber auf Drängen von Tante Lydia ein Bild mit den drei Kätzchen gemalt, das sie zusammen mit ihrem Brief abgeschickt hat.

Im Wohnzimmer ist der Kaffeetisch gedeckt. Eine Platte mit Apfel- und Kirschkuchen steht vor ihm. Dampf steigt aus seinem Kakaobecher auf. Er sitzt neben der Tante auf dem Sofa. Onkel Henry kommt herein und hat ein eigenartiges Grinsen im Gesicht. Zuerst schaut er sie beide flüchtig an, lässt den Blick durch den Raum schweifen und sieht kurz auf die Holzdielen. Dann starren seine Augen unentwegt auf Tante Lydia. Sie leuchten komisch, flackern ein bisschen.

„Endlich eine Tasse heißen Kaffee! Lydia, dein Kuchen duftet unwiderstehlich.“

Das Lächeln, das er dabei aufsetzt, friert ein. Mit der flachen Hand fegt Onkel Henry das Geschirr vom Tisch und trampelt darauf herum. Die Holzdielen sind von Scherben übersät. Pfützen aus Kaffee und Kakao breiten sich auf dem Boden aus. Überall liegen Kuchenstücke herum. Einige sind völlig zertreten. Zermatscht. Der Onkel rutscht fast auf ihnen aus, kann sich aber im letzten Moment noch fangen. Mit einem brutalen Ruck am linken Unterarm, den sie wie zum Schutz vor ihre Stirn hält, reißt er seine Frau zu sich und blafft sie an:

„Er steht wieder neben den Johannisbeeren am Gartenzaun, dieser Lackaffe! Hugo, dein Schulkamerad. Mit dem du so viele Jahre in der Laienspielgruppe gewesen bist. Der war noch nie hier? Von wegen! Der will dich abfangen, wenn ich nachher nochmal zum Chef in die Firma muss. Du hast dich mit ihm verabredet!“

Er stößt die Worte schnell heraus. Kalt. Hart. Laut.

„Das ist nicht seine Stimme“, denkt Philipp.

Tante Lydia schreit wie am Spieß und muss höllische Schmerzen haben. Onkel Henry lässt sie los, ihr Arm hängt jetzt ganz schlaff herunter. Unbeweglich. Ausgekugelt. Sie hört nicht auf zu schreien. Er fängt an, sie mit seinen kräftigen Händen am Hals zu würgen. Von oben poltert es auf den Treppenstufen. Opa Arnd stürzt ins Zimmer und schlägt mit den Fäusten auf Onkel Henry ein. Ins Gesicht. Auf die Brust.

„Henry, hör auf! Lass sie sofort los!“, brüllt er.

Wie betäubt lockert der Onkel den Griff, taumelt einen Schritt zurück und blickt ratlos in die Runde. Das Gesicht ist ganz angespannt. Verzerrt. Philipp ist fassungslos:

"Was ist los mit ihm? Warum ist er so anders als sonst?"

Nach dem großen Knall läuft jetzt alles ganz langsam vor seinen Augen ab. Er hat furchtbare Angst. Er muss aus dem Zimmer. Sonst erstickt er. Mit einem Satz springt er zur Tür und hechtet sich in den Flur. Flink wie Tinka, die Mutter der Kätzchen.

Entsetzt läuft er Oma Änne direkt in die Arme. Sie bringt ihn nach nebenan. Zu den Nachbarn. Dort sitzt er auf einem Melkschemel draußen vor dem Eingang zum Kuhstall und schnitzt mit seinem kleinen Taschenmesser an einem Weidenstock herum. Ab und zu macht er eine Pause und stiert vor sich hin, ohne sich von der Stelle zu rühren. Das Wurstbrot, das ihm die Nachbarin mit einem Becher Pflaumensaft neben das Stallfenster auf den kleinen Blechtisch gestellt hat, bleibt unberührt. Von dem Most trinkt er nur ein paar Schlucke. Am Abend, als der Boden vor seinen Füßen über und über mit Spänen bedeckt ist, holen ihn seine Eltern mit betretenen Gesichtern ab. Philipp ist froh, dass sie endlich gekommen sind. Während sich der Vater im Auto wortlos auf die Straße konzentriert, sagt die Mutter:

„Onkel Henry ist krank, er braucht Hilfe. Er ist nicht böse, nur eben krank. Arme Lydia!“

Für Philipp kehrt danach die Normalität zurück. Geredet wird darüber nie. Seine Eltern schweigen zu diesem Thema und er stellt keine Fragen. Wozu auch? Sein kleines, großes Paradies ist verschwunden. Zerstört in einem einzigen

Augenblick. Für immer. Er will es gut in Erinnerung behalten. Alles. Auch Onkel Henry. Für immer.

*

Philipp ging in die achte Klasse auf dem Gymnasium. Jeden ersten Dienstag im Monat kam Tante Lydia zu Besuch. Sie saß gerade allein mit ihm in der Stube, weil die Mutter etwas aus dem Keller holte. In kurzen Zügen klärte sie ihn über die Hintergründe von Henrys damaligem „Aussetzer“ auf. Demnach wurde sein Onkel von Wahnvorstellungen heimgesucht und litt unter krankhafter Eifersucht. Den anderen Mann am Gartenzaun hatte er tatsächlich gesehen. Obwohl Hugo gar nicht mehr im Dorf wohnte. Traurig fügte sie noch hinzu:

„Die Ärzte nennen das ‚paranoide Psychose‘. In seinem Fall bestehen kaum Heilungschancen.“

Deshalb wurde Onkel Henry in einer psychiatrischen Klinik untergebracht. In der geschlossenen Abteilung. Als die Mutter zurückkam, verstummte Tante Lydia und sah Philipp mit einem vielsagenden Blick an. Heimlich schob sie ihm ein Foto zu, das er vorsichtig unter dem Kissen, an das er sich anlehnte, versteckte. Die Mutter balancierte zwei fast randvoll eingeschenkte Sherrygläser - und ein halbvolles für den Junior - auf einem Tablett. Jetzt wurde über den bevorstehenden Urlaub am Meer geredet. Tante Lydia kam mit. Wie immer.

Seit diesem kurzen Gespräch blendete Philipp das Thema „Aussetzer“ vollkommen aus. Ein für alle Mal? Mittlerweile waren außer ihm alle damals Beteiligten verstorben. Die Erinnerung an das Paradies bei Tante Lydia und Onkel Henry hingegen verlor in all den Jahren nichts an ihrer Schärfe. Er konnte sie abrufen, wann immer er wollte. Die Bilder aus

seinem Kindheitsglück begleiteten ihn wie ein unauslöschliches Leitbild. Sie waren ein fester Bestandteil seines Bewusstseins. Wie gern würde er das Erlebte mit ihnen teilen. Er vermisste die Möglichkeit, sich darüber mit Tante Lydia und Onkel Henry zu unterhalten und ihnen seine Dankbarkeit zu zeigen. Abgesehen von damals, als er hin und wieder vor ihrem gemeinsamen Grabstein gestanden und irgendwie zu ihnen geredet hatte. Mit ihnen? Ja, auch mit ihnen. Aber seit geraumer Zeit ergab es sich einfach nicht, dass er dorthin kam.

Ihm war nicht bewusst, dass es mit „damals“ zusammenhing. Aber seitdem verhielt er sich gegenüber bestimmten Personen besonders vorsichtig. Meistens gelang es ihm frühzeitig, ihre Gesellschaft zu meiden: Ein einziger Blick aus sicherem Abstand genügte und er wich ihnen instinktiv aus. Wenn dies nicht möglich war, zwang er sich dazu, nach außen hin ruhig zu bleiben und sich die aufkeimende Vorahnung von Gefahr nicht anmerken zu lassen. Bis es einen Anlass gab, sich zu verabschieden. Und den fand er immer! Es waren Menschen, Männer wie Frauen, die dieses eigentümliche Leuchten in den Augen hatten.

Er wusste, was möglich war.

4.

Die Behörde hatte ihn für heute, den 15. Dezember, um vierzehn Uhr zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Weil er zehn Minuten zu früh im Rathaus ankam, ging er den weitläufigen Flur gemächlich auf und ab. Dabei passierte er mehrmals die Tür des Zimmers, dessen Nummer man ihm angegeben hatte. Hinter der hellgrau gestrichenen Holztür hörte er ein eifriges Gewirr von Stimmen, konnte aber nichts verstehen. Er wollte nicht lauschen. Aufgeschnappte

Wortfetzen führten nur zu Missverständnissen. Es war genau vierzehn Uhr. Also klopfte er kurz entschlossen an und öffnete die Tür. Er betrat eine geräumige Amtsstube. Sechs Personen hatten sich um einen länglichen, ovalen Tisch versammelt. Augenblicklich verstummten sie wie auf Kommando und blickten in seine Richtung. Ein hemdsärmeliger älterer Herr mit graumelierten Haaren und glattrasiertem Gesicht saß ihm direkt gegenüber. Durch die Gläser seiner Halbrandbrille mit dunkelgrünem Gestell schaute er ihn ungehalten an. Das war Alfons Neumeyer, dem er sich bei der Abgabe der Bewerbungsunterlagen kurz vorgestellt hatte. An alle gewandt sagte er:

„Guten Tag! Ich bin Philipp Mahrng. Sie haben mich für vierzehn Uhr zum Gespräch eingeladen.“

„So warten Sie doch draußen! Wenn wir so weit sind, werden Sie hereingerufen“, entgegnete Neumeyer. „Bis dahin gedulden Sie sich bitte noch einen winzigen Augenblick.“

Das klang eine Spur zu mürrisch. Mahrng fühlte sich vor den Kopf gestoßen, trat zurück, zog die Tür hinter sich zu und holte tief Luft. Wie waren die denn drauf? Das Stimmgewirr wurde noch lauter als zuvor. Gelangweilt schlenderte er den Gang aufs Neue von einem Ende zum anderen. Plötzlich verließ Neumeyer das Zimmer. Als Mahrng auf ihn zugehen wollte, entfernte er sich in die andere Richtung und rief ihm gereizt zu:

„Noch nicht! Ich bin gleich wieder da.“

Nach kurzer Zeit kam er zurückgeeilt, würdigte den Bewerber keines Blickes und verschwand im Besprechungsraum. Mahrng ließ sich ungern vorführen. Er war kein Bittsteller, sondern wollte in dem Gespräch für sich

abklären, ob dies der richtige Weg für ihn sei. Nun begann ihn schon der formale Rahmen abzuschrecken. So, wie es hier lief, war es ganz einfach falsch. Die Uhr zeigte 14:27 an. Jedem anderen hätte er in dieser Situation geraten, das Rathaus umgehend zu verlassen. Was hielt ihn davon ab? Er stand gerade vor dem Getränkeautomaten, als er eine dunkle, laute Stimme vernahm:

„Oh, ist er schon weg?“

Eine reichlich korpulente Frau, die wesentlich größer war als er, hielt nach ihm Ausschau. Ihre kurzgeschnittenen, gegelten schwarzen Haare sahen aus wie die Badekappe einer Sportschwimmerin. Sie trug einen weitgeschnittenen, grauen Hosenanzug, von dem ein blaurot gefärbtes, locker sitzendes Halstuch ablenkte. Durch die schwarze Hornbrille stierte sie in alle Richtungen. Ihr Gesicht klarte auf, als sie ihn entdeckte.

„Herr Mahrng, da sind Sie ja! Wir können sofort anfangen. Bitte kommen Sie doch herein.“

Die Frau wirkte überschwänglich und hektisch zugleich.

„Von wegen sofort!“, dachte er verstimmt, sagte aber nichts.

Dann gab er sich einen Ruck und ging durch die Tür.

*

Er war aufgeregt. Nachdem er sich gesetzt hatte, legte er beide Hände auf den Tisch, lehnte sich ganz leicht zurück und nahm kurz - aber keinesfalls zu intensiv - Blickkontakt mit allen auf. Er spürte seine Nervosität weiter ansteigen. Neumeyer eröffnete das Spiel:

„Herr Mahrong, ich bitte Sie um Verständnis, dass wir nicht eher angefangen haben. Aber wir mussten uns noch über eine andere Anfrage austauschen. In diesem Fall haben wir einige Bedenken gegen den Bewerber, die wir nicht ganz ausräumen konnten. Es wird ein zweites Gespräch geben. Und da wir gerade so schön zusammensitzen, haben wir das erstmal vorgezogen. Aber jetzt sind Sie an der Reihe.“

Wenn er einfach gegangen wäre, statt nahezu endlos zu warten, hätten sie ihre geschwätzige Runde ungestört fortsetzen können. Sollte er ihnen das jetzt anbieten? Aber er sagte nur:

„Schon klar, kein Thema. Das kenne ich.“

Mahrong brachte das in einem überzeugend gleichgültigen Tonfall heraus. Stoischer ging es nicht. Und es war voll gelogen.

Neumeyer stellte die drei Frauen und zwei Männer am Tisch mit ihren Funktionen vor. Links neben dem Amtsleiter saß seine Stellvertreterin. Einer der Herren kam aus der Kostenstelle. Die anderen Mitarbeiter wurden bestimmten Buchstaben zugeordnet. Das hatte etwas mit den Fällen zu tun, für die sie als Amtsbetreuer zuständig waren. Rechts neben ihm saß die korpulente Schwarzhaarige. Sie rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her und schien auf eine Gelegenheit zu lauern, das Wort zu ergreifen. Doch Neumeyer fuhr unbeirrt fort. Mahrongs Anschreiben sei bei allen der hier Versammelten gut angekommen. Seine Begründung klinge plausibel. Auch die anderen Unterlagen habe man sich gründlich angesehen. Sie seien sich darin einig, ihn kennenlernen zu wollen. Dann zog er ein handschriftlich beschriebenes Blatt aus einem Aktendeckel hervor und stieg direkt in die Thematik ein:

„Es geht um einen psychisch instabilen, gebrechlichen älteren Herrn, der sich nur mühselig mit dem Rollator fortbewegen kann. Er hat sich in sein Eigenheim zurückgezogen und verlässt es nur selten. Eine Sozialarbeiterin ist auf ihn aufmerksam geworden. Offenbar kümmert sich niemand um ihn. Haus und Garten sind in einem schlechten Zustand. Wir haben eine Betreuung angeregt, wovon der Mann nicht begeistert war. Er hat nur zögernd zugestimmt. Herr Mahrng, als Betreuer müssen Sie das erste Gespräch in seinem Haus führen. Fraglich ist, ob er sich darauf einlässt. Sie sollen prüfen, ob die Unterbringung in einer seniorengeeigneten Wohnanlage sinnvoll ist.“

Neumeyer warf ihm den Ball direkt zu:

„Wie würden Sie vorgehen?“

Der Hintergrund der Frage war leicht zu durchschauen. Kernpunkt: wie kam er an diese Person heran? Wenn er diese Hürde genommen hatte, konnte er sich den eigentlichen Fragen widmen. Falle: Er durfte nichts gegen den Willen des Betreuten unternehmen. Allmählich fiel die Aufregung von ihm ab. Mahrng schilderte der Jury seine Herangehensweise:

„Als Erstes vereinbare ich einen Termin, am besten telefonisch. Funktioniert das nicht, kündige ich meinen Besuch schriftlich an. Wenn ich Pech habe, stehe ich mehrmals vor verschlossenem Haus. Dann mache ich mich vor der Tür bemerkbar und stelle mich vor. Vielleicht hört mich der Mann. Außerdem werfe ich meine Visitenkarte in den Briefkasten. Irgendwann wird er Vertrauen zu mir fassen und mich hereinlassen. Da bin ich mir ganz sicher. Bestimmt ist er ein bisschen neugierig auf mich. Und auf das, was ich als Betreuer für ihn tun kann.“